

Was ist es, das aus Sarah herauswill?

Die Schweizer Regisseurin Katharina Wyss findet in ihrem Langfilmdebüt «Sarah joue un loup-garou» beunruhigende Bilder für die Erschütterungen eines 17-jährigen Mädchens.

Regula Fuchs

Auf Sarahs Gesicht passiert oft nicht viel. Hie und da eine Träne, doch das ist eigentlich kein Ausdruck für das, was im Innern dieser 17-jährigen vor sich geht. Hier herrscht nicht bloss das übliche Chaos der pubertären Selbstfindung. Sarah ist anders. Im Gegensatz zu ihren Mitschülern findet sie Shakespeare nicht kitschig und antiquiert, sie geht zum Theaterkurs, sie schreibt Geschichten, sie hört mit ihrem Vater Wagner-Opern, wenn er sie mit dem Auto durch Freiburg fährt. Mehr als für Teenie-Liebeleien interessiert sie sich für die Liebestode in den grossen Dramen, jenen von Julia etwa, die sich aus Verzweiflung Romeos Dolch in den Leib rammt.

Mit wohldosierter Intensität

Die Lausannerin Loane Balthasar spielt diese junge Frau, und mit welcher wohldosierter Intensität sie das tut, ist eindrücklich. Zumal die 19-jährige keine professionelle Ausbildung hat. Regisseurin Katharina Wyss hat sie in einem Schauspielkurs für Jugendliche gefunden und gemerkt, dass sie ihr die Rolle zumuten kann. «Sie war stark genug, um sich an diese Figur zu wagen», sagt Wyss. Die 1979 geborene Schweizerin, die in Freiburg aufgewachsen ist, lebt seit langem in Berlin, wo sie zuerst Philosophie und Filmwissenschaften, dann Filmregie studiert hat.

Tatsächlich ist die Sarah in Wyss' Film eine Person, die man sich als SchauspielerIn wohl ein Stück weit vom Leib halten muss. Ihre Abgründe sind tief, ihre Gefühle extrem, ihr Schmerz ist immens. Und doch lässt Loane Balthasar das alles mehr von innen durchglühen denn spektakulär detonieren. Dabei hilft ihr, dass Katharina Wyss die Figur in ein Geflecht aus künstlerischen Zitaten und musikalischen Referenzen hineinstellt und damit ungeheuer vielschichtig werden lässt - ohne sie klar zu definieren. Gestochen unscharf, sozusagen. Virtuoso zudem, wie Wyss in Andeutungen erzählt: Vielsagend ist nicht zuletzt das, was ungesagt bleibt.



Fantasien von Folterknechten: Hinter Loane Balthasars Augen lauert Dunkles. Foto: Xenix Distribution

Was ist es denn wohl, das aus Sarah herauswill, wenn sie in der Theatergruppe mit einer Kollegin eine Gewaltszene inszeniert? Wenn sie von einem Folterknecht fantasiert, der seine weiblichen Opfer mit Musik anlockt? Warum erzählt sie einer Freundin, ihr Bruder habe sich umgebracht? Wieso imaginiert sie einen Freund, der sich ebenfalls das Leben genommen haben soll? Und was hat es mit dem Werwolf-Spielen, wie es im Filmtitel heisst, auf sich? Kein Wunder, wird Sarah ihrem Umfeld langsam unheimlich.

Elemente von Horror gibt es zwar in «Sarah joue un loup-garou»; als Genre-

film möchte Katharina Wyss ihn aber nicht verstanden wissen. Am Anfang stand für sie vielmehr die Beschäftigung mit historischen Frauenfiguren, etwa mit Augustine, der Patientin des Neurologen Jean-Martin Charcot, der im 19. Jahrhundert den Begriff der «Hysterie» prägte. «Diese Frauen», sagt Wyss, «zeigen extreme körperliche Reaktionen auf etwas, das in ihrem Innern vorgeht. In der Regel heisst es dann, die spinnt halt, und fertig.» Doch Wyss interessiert, was hinter solchen Ausbrüchen steckt. Und wohin das führen kann: «In all den Jahren, in denen ich am Film arbeitete, gab es in Freiburg einige Sui-

zide junger Frauen. Ich wollte ihnen eine Art Stimme geben.» Aber, und das ist ihr wichtig: ohne ihr Verhalten zu verklären. «Der Tod ist in meinem Film kein wagnersches Drama, und eine tote junge Frau keine shakespearesche schöne Leiche. Sondern Wirklichkeit.»

In der Familie spielt man Rollen

Aber noch einmal zurück zum Horrorfilm: Geht es da nicht oft genau um solche extremen weiblichen Körperlichkeiten, so wie in «Carrie» oder «The Exorcist»? «Ja», sagt Wyss, «der Horrorfilm traut sich, diesem Phänomen ins Auge zu schauen. Aber er verhandelt das un-

heimliche weibliche Verhalten auf der Ebene des Fantastischen, dreht es ins Übersinnliche, Irrationale.»

Genau das geschieht in «Sarah joue un loup-garou» nicht. Hier bekommt Sarahs flackerndes Ich Konturen, hier entsteht auch das komplex schillernde Bild einer Familie, das immer mehr beunruhigt. Berührungen verlieren aufs Mal ihre Unschuld, Rollenspiele ihre Harmlosigkeit - etwa, als der Vater Sarah und ihren Bruder eine Szene aus einer Wagner-Oper nachstellen lässt: mit den beiden als Liebespaar.

Sogar der Sandstein ist verletzt

Überhaupt, alle in dieser Familie spielen dauernd Rollen, die Mutter (Manuela Biedermann), die wacker den Schild der schönen Ordnung vor sich her trägt, vor allem aber der Vater (Michel Voïta) mit seinem Charisma: Er impft Sarah den Hang zu grossen Gefühlen ein, zur romantischen Überhöhung. Schliesslich weiss er die Kraft der Bildung auf seiner Seite, des kulturellen Kanons, der Rhetorik - all das gibt ihm die Deutungshoheit über seine Tochter. Mal ist sie ihm «femme magnifique», mal «juste un enfant».

Es ist raffiniert, wie Katharina Wyss diese Vaterfigur und den ganzen Familienkern allmählich durchsichtig werden lässt. Auch bildlich, in den bedrückenden Interieurs dieses bürgerlichen Zuhauses etwa, wo die Vorhänge meist gezogen und die Figuren zwischen Türrahmen eingeklemmt sind wie in einem Setzkasten. Und die Stadt Freiburg ist als Kulisse vielsagend in Szene gesetzt, mit ihren feuchten Treppen und labyrinthischen Gässchen, ihren gotischen Türmchen und dem brüchigen Sandstein, der seinerseits Schrammen trägt: ein Spiegel von Sarahs Seele.

Gegen Ende ritzt die junge Frau ihren Namen in einen Sandsteinfelsen, und damit sagt sie, was alle Lausbengel sagen, wenn sie sich so irgendwo verewigen: Ich war hier. Es hat bei ihr allerdings etwas von einem Grabstein.

In Zürich im Kino Houdini.

Kurz & kritisch



Theatralischer Zauber: Die Junioren des Nederlands Dans Theater. Foto: Rahi Rezvani

Tanz

Unverschämte Leichtigkeit aus den Niederlanden

NDT? Hinter den drei Buchstaben verbirgt sich der ganze Stolz der holländischen Tanzszene: Das Nederlands Dans Theater, 1959 gegründet, wurde zu einem Markstein in der Tanzgeschichte. Ein Grund dafür war die hohe Qualität, mit der die Innovationen des künstlerischen Direktors Jiri Kylian umgesetzt wurden. Der heute 71-jährige Choreograf hob 1978 auch das NDT 2 aus der Taufe. Die Juniorgroup, für Talente zwischen 17 und 22 Jahren reserviert, ist derzeit auf Einladung des Tanzfestivals Steps unterwegs. Und der über zwei-stündige Abend im ausverkauften Berner Stadttheater ist fulminant. Die vier Stücke von Johan Inger («I New Then»), Hans van Manen («Short Cut»), Edward Clug («Mutual Comfort») und Sol Leon und Paul Lightfoot («Sh-Boom!») sind

zeitgenössische Klassiker und wirken wie ein Werbespot in eigener Sache. Die jungen Tänzerinnen und Tänzer zeigen neoklassische Eleganz, Präzision, Musikalität, theatralische Darstellung, Comic-hafte Überzeichnung und Humor. Die unverschämte Leichtigkeit lässt vergessen, wie anspruchsvoll diese Stücke tänzerisch-technisch sind.

Der schwedische Choreograf Johan Inger thematisiert in «I New Then» das Ringen um Individualität in der Gruppe und erfindet eine lebhaft Bilder-collage entlang Songs von Van Morrison. Hans van Manens «Short Cut» baut über Streichquartettsätze von Jacob ter Veldhuis ein 15-minütiges Vexierbild für ein tanzendes Quartett. Ein Mann in Schwarz und drei Frauen in Weiss, Gelb und Rot umgarnen sich wie die vier Stimmen eines mehrstimmigen Gesangs. Bis ins Extrem werden die elastischen Körper gedehnt. Wie Vektoren stechen messerscharfe Beinhebungen in

die Leere des Raums. Edward Clugs Tanzsprache dagegen fasziniert durch ihre gezügelte Unruhe. Man meint, unter der Lupe in ein offenes Uhrwerk zu blicken.

Und dann «Sh-Boom!». Sol Léon und Paul Lightfoot, die heutigen Leiter des NDT, haben das optische Amuse-bouche kreiert. Das ist jenes Choreografenduo, das eben mit «Speak for Yourself» für das Zürcher Ballett einen Erfolg gelandet hat. «Sh-Boom!», benannt nach einem Hit aus den Fünfzigerjahren, ist eine Revue mit ironischen Brechungen und hintergründigem Humor. Lustig knistert das Vinyl, wenn weiss gekleidete Dandys zu verführerischem Potzblitz und Machos in weisser Unterwäsche und Kravatte zu Galoppsprüngen anheben. Und dann verheddern sich die Tanzpärchen in Endlosschleifen, weil die Platte springt. Herrlich. Doch die eigentliche Überraschung steht noch bevor. Über dem Publikum beginnt es zu schneien: «Life could be a dream.» Was will man mehr an theatralischem Zauber? *Marianne Mühlmann*

NDT 2: Theater 11, Zürich. 25. April.

Konzert

Musik aus fast nichts: Christian Wolfarths Ensemble

Zürich, Moods - Kann man Perkussion überhaupt so leise spielen? Die acht Musiker auf der Moods-Bühne arbeiten an diesem Sonntagabend oft auf eine Weise, dass selbst die kaum hörbar sum-mende Lüftung im Saal als Gefährdung der Töne erscheint. Der Zürcher Christian Wolfarth sitzt fast unbewegt vor seinem kleinen Drumset. Als Artist-in-Residence für den Monat April im Moods hat er ein rares Ensemble zusammengeworfen: vier Stimmkünstler und vier Perkussionisten, unter Letzteren auch der Zürcher Schlagzeuger Vincent Glanzmann.

Wolfarth, 1960 in Zürich geboren, gilt als musikalisch ziemlich radikaler Mensch; konventionelle Töne lässt er gern weit hinter sich. Auch an diesem Abend. Da können die Stimmkünstler minutenlang nur winzigste Schnalzlauten und Atemgeräusche erzeugen, die Perkussionisten den Trommeln leiseste Knacklaute entlocken. Akustische Details erscheinen wie mikroskopiert bei Wolfarth. Darin liegt gerade die Kunst dieses Reduktionisten: Es gelingt Wolfarth, Dinge, die normalerweise als klangliche Kommata gelten, als essenziell zu inszenieren, ja, eine ganze Musik aus ihnen zu bauen.

Wolfarth hat fürs Moods ein längeres Stück mit dem Titel «Aufgrund» konzipiert: Perkussion und Stimmen seien musikalisch die «ursprünglichsten Ausdrucksmittel» überhaupt, erklärt er vor dem Konzert. Zu Beginn von «Aufgrund» wachsen dann die Klangereignisse ganz langsam - als erzählten sie, wie etwas nach und nach zum Leben erweckt wird, sich langsam regt. Gibt der Perkussionist mit seinen Mitteln hier vielleicht eine Art Schöpfungsgeschichte wieder? Der Abend will einem jedenfalls immer dann besonders stark erscheinen, wenn die leisen Lautereignisse von etwas zu berichten scheinen (von was genau auch immer) - es verliert sich die Magie ein wenig, wenn die Laute einmal keine Erzählung mehr suggerieren und im rein Klanglichen verharren wollen.

Die Geräuschklänge sind in klare Konstellationen gebracht, wenig ist dem Zufall überlassen. Und aufs Ende hin, da will es Wolfarth doch etwas konventionell: Heftig beginnen die Trommler auf ihre Felle zu dengeln, ein dichtes Gepressel. Darüber die Sänger mit Haltetönen. Das crescendo geht weiter und weiter: Wäre dies hergebrachte klassische Musik und nicht solche aus dem Kopf von Christian Wolfarth - man müsste geradezu von einem Finale sprechen. *Christoph Merki*

Zuschauererfolg für «Dene wos guet geit»

Seit dem Start im Januar haben 9438 Zuschauer «Dene wos guet geit» des Zürchers Cyril Schäublin gesehen. Von den anderen vier Filmen, die im März ebenfalls für den Schweizer Filmpreis als «Bester Spielfilm» nominiert waren, hat bisher keiner so viele Besucher erzielt. Das experimentell-satirische Werk über das Leben in digitalen Zeiten zog mehr Zuschauer an als «Goliath» oder «Mario» und sogar mehr als doppelt so viele wie der Siegerfilm «Blue My Mind» von Lisa Brühlmann. Es lief erfolgreich in Bern und ist weiterhin in Zürich im Kino Riff raff zu sehen. Nach der letztjährigen Premiere am Festival Locarno reiste «Dene wos guet geit» nach Rotterdam und São Paulo und war unlängst im Rahmen der Reihe «New Directors/New Films 2018» im Museum of Modern Art in New York programmiert. Am 23. Mai startet Schäublins Erstling auch in der Westschweiz. *(blu)*

Barenboim gibt seine Echos zurück

Aus Protest gegen die Auszeichnung der umstrittenen Rapper Kollegah und Farid Bang gibt jetzt auch der Dirigent Daniel Barenboim seine Echos zurück. Er habe sich gemeinsam mit der Staatskapelle Berlin und dem West-Eastern Divan Orchestra zu diesem Schritt entschlossen, teilte der 75-jährige Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper Unter den Linden mit. Das Album der beiden Rapper sei eindeutig antisemitisch, frauen- und schulenfeindlich und allgemein menschenverachtend, sagte Barenboim, der selbst Jude ist. *(SDA)*